

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 65.

Donnerstag, 18. März.

1915.

(22. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Ardeberg.

Nachdruck verboten.

Er stand vor ihr, überrascht, sprachlos. Diese kleine, sanfte Dore enthielt ihm immer mehr eine Kraft und Energie, die er nicht im entferntesten in ihr geahnt hätte. Mit welcher Sicherheit sie ihre Stellung einnahm, ohne Brüderie oder Bräuterei, und mit welcher Entschlossenheit sie wieder das vermeintliche „Almosen“ zurückgewiesen hatte. Sein Herz tat einen Freudenprung: wenn das nicht Liebe war! . . .

„Ich weiß, daß es dir schwer werden wird, auf Biddy zu verzichten“, fuhr sie fort. „Du hast ihr in letzter Zeit öfter gezürnt, aber nur um meinetwillen, und du würdest sie längst zu deiner Braut gemacht haben, wenn ich nicht dagewesen wäre. Anfangs ist es mir entsetzlich peinlich gewesen, ohne meinen Willen zwischen euch zu stehen, jetzt stelle ich mich gezwungenermaßen dahin; aber glaube nur, daß es mir bitter schwer wird.“

„Rittmeister muß dir schlimme Dinge über Biddy gesagt haben, daß du dich so weit deines Stolzes entäußern kannst, Dore!“

„Frage mich nicht, Heinz, ich mag das nicht wiederholen.“

„Nun, Dore, ich bin kein Kind, und ich werde eines Tages zu wissen verlangen, warum Biddy eine Unwürdige ist. Nur heute nicht! Ich bin so glücklich, so froh, der heutige Tag hat eine so hohe, so weisevolle Bedeutung für mich, daß er mir nicht mit so abscheulichen Dingen beschmutzt werden soll, wenn ich es verhindern kann. Viel interessanter als alles andere ist mir augenblicklich zu erfahren, was du zu tun gedenkst, nachdem ich dir zu Willen gewesen bin und auf Biddy, trotz meiner unbezwinglichen Liebe zu ihr, wie du weißt“, er lachte kurz auf, „verzichtet habe. Was wird dann aus uns beiden?“

„Was kommt es bei dem allen auf mich an, Heinz? Ich werde gehen, in die Welt hinaus, wohin, weiß ich jetzt noch nicht, aber mir ist nicht bange, ich werde auch in der Fremde mein Brot verdienen. Jedenfalls bleibe ich nicht länger hier, ich will nicht noch einmal im Leben in die Lage kommen, mich als Bleigewicht an dich hängen zu müssen.“ Ihre Stimme erstarb in einem Aufschluchzen.

„Es ist, um aus der Haut zu fahren!“ sagte er halb belustigt, halb verzweifelt. „Nun, Dore, morgen soll mit all diesen Unklarheiten und Mißverständnissen aufgeräumt werden, ein- für allemal; aber zuvor soll mein Haus wieder rein sein. Komm jetzt, meine arme kleine, törichte Dore, quäle dich nicht länger mit Hirngespinnsten und schlimmen Ahnungen, wir kommen ja doch nicht gegen das auf, was stärker ist als wir. Gib mir jetzt deinen Arm, lehne dich fest auf mich, ich bin dein natürlicher Schutz und werde es immer bleiben, das laß dir genug sein für heute. Versprich mir, daß du alles bis morgen ruhen lassen willst, ja? Nicht mehr daran denken? Nicht mehr deinen armen Kopf zerquälen oder gar weinen?“

Er hatte sie fest an sich gezogen, und Seite an Seite schritten sie dahin. Eine süße Beruhigung, ein Gefühl sicheren Geborgenseins kam über sie. Erst jetzt fühlte sie, wie müde sie war, ganz gebrochen von dem schweren Kummer der letzten Zeit. So müde, daß sie am liebsten ihren Kopf an seine Brust gelehnt hätte zu einem Schlummer, aus dem kein Erwachen ist. Und willenlos litt sie, daß er sogar seinen Arm stützend um ihre Hüfte legte.

„Als ich vorhin mit dir tanzte, Dore“, flüsterte er, „das erste Mal wieder nach langer Zeit und so ganz anders als früher, da hätte ich dich am liebsten auf meinen Arm nehmen und dahin tragen mögen, wo wir beide ganz allein wären und kein fremder Mensch zwischen uns treten oder uns auch nur mit seinen Blicken treffen könnte. Wie wollte ich dich pflegen und hüten! Kein rauher Windhauch sollte dich treffen, — meinst du nicht, daß du unter so treuer Gut auch endlich ganz gesunden würdest? . . . Fühlst du dich schwach?“ fragte er, sich unterbrechend, dringlich, „war die Aufregung zu groß für dich? Seitdem ich weiß, daß du leidend bist, ängstige ich mich halbtot um dich.“

Ihr Herz zog sich zusammen in brennender Neugier, daß sie diese Angst ohne Grund über ihn gebracht, — doch jetzt durfte sie erst recht nicht die letzte Schranke niederreißen, die ihn von ihr trennte.

„Ich bin nicht milder als gewöhnlich“, sagte sie mit halber Stimme, hastig, um über die Lüge hinwegzukommen. „Aber laß mich jetzt allein gehen, Heinz, da ist schon mein Häuschen, und man vermisst dich sicher bereits im Schloß.“

„Laß sie doch“, sagte er leichtthin, und mit einem Seufzer fügte er hinzu: „Ich wünschte, ich brauchte nicht mehr in die Gesellschaft zurück.“

Er führte sie bis an die Tür ihres Hauses, und ehe er sie freigab, legte er schnell noch den zweiten Arm um sie, und sie an seine Brust pressend, hielt er sie einen Augenblick fest umschlungen.

„Gute Nacht, mein Dörchen, mein Lieb!“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Weißt du auch, daß du diesen ganzen Abend schon meine Braut warst? Meine wirkliche Braut? Stohst du, — und ich gehe heute auch nicht ohne den Verlobungskuß von dir!“ Und ehe sie noch wußte, wie ihr geschah, brannnten seine Lippen auf den ihren in einem langen, heißen Kuß. „Gute Nacht, mein Lieb“, flüsterte er noch einmal, und dann war er jenseits des Gartenzains verschwunden.

Er eilte durch den Park dahin mit einem Herzen, das zum Zerbrechen voll war von jubelnder Glückseligkeit, gegen die kein Zweifel, keine Wangigkeit aufkommen konnte. Der Gedanke, jetzt zu der heiteren Gesellschaft zurückkehren zu müssen, war ihm unerträglich; er meinte, jeder müsse es seinen Rippen ansehen, daß sie soeben den ersten Liebeskuß geküßt, und die Blide der Fremden würden ihn treffen wie eine Entweihung.

Er machte einen großen Umweg durch die dunkelsten Gänge des Parkes. Den Hut in der Hand, ließ er

die scharfe Herbstluft kühlend über seine Stirn streichen, und dann und wann blieb er stehen und blickte in der Richtung hinüber, in der sein Vieh weilt. Niemand hätte er geglaubt, daß er einmal die kleine Dore, seinen Kameraden, sein Schwesterchen und Sorgenkind, mit einer solchen, alles vergessenden Leidenschaft würde lieben können. Das Bewußtsein, daß er sie einmal heiraten würde, war ihm gewesen etwa wie die Gewißheit, daß er eines Tages sein väterliches Erbe antreten müßte, weder besonders aufregend, noch besonders beglückend, sondern einfach natürlich, und jetzt wand sich sein Herz in Qual und bäumte sich auf bei dem bloßen Schatten des Gedankens, daß ihm ihr Besitz im letzten Augenblick doch noch streitig gemacht werden könnte. Jeden anderen Widerstand würde er im Sturm besiegen können, sobald der Verdacht des „Almosens“ aus dem Wege geräumt war — das fühlte er jetzt mit glückseliger Gewißheit —, aber da war dieser Sanitätsrat, wenn der nun wirklich sein Veto einlegte?

In dem Maße, in dem seine Aufregung sich legte, stellten sich die alten Zweifel wieder ein. Er blieb stehen und wuschte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Plötzlich war es ihm, als ob er neben sich im Gebüsch, in der Gegend des Vorkenpavillons, wispernde Stimmen hörte. Er lauschte erstaunt — jetzt ein lautes Wort, — ein kurzes Auflachen — die Tür des Pavillons knarrte leise in den Angeln.

Heinz überließ es siedendheiß, — er wußte, wer dort war. Dies klingende, aufreizende, egoistische Lachen kannte er nur an einem Menschen, — Biddy! Was wollte sie mitten in der Nacht in dem einsamen Vorkenpavillon? War das etwa ein Rendezvous? Und mit wem? — Schliesen?

Er ging unschlüssig, leise ein paar Schritte in das Gebüsch hinein. Was sollte er tun? Die Sache war entschieden peinlich für ihn. Da hörte er Biddy durch die angelehnte Tür des Pavillons in affektiert prüdem Ton sagen: „Wenn uns jemand belauscht . . . O, Schliesen, wie konnten wir uns so weit vom Schloß entfernen! Wozu haben Sie mich verleitet! Lassen Sie uns jetzt umkehren . . . ich weiß nicht einmal, wo wir uns befinden!“

„Nimmermehr gehe ich jetzt zurück!“ rief Schliesen leidenschaftlich. „Wer sollte uns hier belauschen? Nur einmal muß ich dich in meinen Armen halten, meine Göttin, meine strahlende Sonne . . .“

„Sie stehen mir mit Ihrer Ritterehre für den Ausgang, Schliesen.“

„Mit Gut und Blut!“ versicherte er stürmisch.

„Dieser Esel!“ entfuhr es Heinz, „dieser Gimpel! Wie er auf die Veimrute geht! Er muß bezecht sein!“

„Aber jetzt dürfen Sie sich mir nicht mehr so spröde entziehen, Biddy, — einen Kuß, ich liebe dich wahnsinnig!“

Im nächsten Augenblick hatte Heinz die Tür des Vorkenpavillons aufgestoßen und befand sich den beiden sich eng umschlungen Haltenden gegenüber. Der Pavillon stand auf einer kleinen Erhöhung und war ringsum mit Fenstern versehen; der Lichtschein, der hereinfiel, war hell genug, um die Personen in ihm zu erkennen.

Schliesen hatte im Augenblick seine Dame aus den Armen gelassen, und war, sie schühend, vor sie getreten. „Wer da?“ rief er. „Sie, Grening? Was wollen Sie hier?“

Heinz zwang sich zur Ruhe. „Das ist eine sonderbare Frage auf meinem eigenen Grund und Boden“, sagte er.

„Ich finde, daß Ihr Eindringen und Spionieren noch viel sonderbarer ist, — eine Taktlosigkeit . . .“

„Schweigen Sie, Schliesen. Ich weiß, daß Sie in diesem Augenblick nicht klar bei Sinnen sind und halte Ihnen etwas zugute, — aber es hat alles seine Grenzen.“

„Ich muß Ihnen zugestehen, daß Sie hier im Recht sind“, warf Schliesen, der allmählich aus seinem Rausch erwachte, zähneknirschend ein, „aber ob Ihr Benehmen ritterlich ist, lasse ich dahingestellt. Als Kavaliere werden Sie jetzt, wenn ich Sie darum ersuche, gehen, ohne indiskret zu forschen, mit wem ich mich hier befinde.“

„Dazu gehört keine besondere Indiskretion mehr, nachdem Sie so laut miteinander gesprochen haben, — aber seien Sie versichert, daß es mir gänzlich gleichgültig wäre, wenn nicht die Ehre meines Hauses dabei in Betracht käme. Fräulein von Grening wird jetzt sofort mit mir nach dem Schloß zurückkehren, und von Ihnen, Schliesen, darf ich wohl voraussetzen, daß Sie hier auf mich warten, bis ich zurück bin.“

„O, Schliesen, habe ich es Ihnen nicht gesagt!“ schluchzte jetzt Biddy, sie warf sich mit Ostentation an seine Brust und flammerte sich an ihn. „Schützen Sie mich, — retten Sie meine Ehre. . . Sie haben mich verleitet zu diesem Gange . . .“

„Gnädiges Fräulein, bitte, fassen Sie sich“, sagte Schliesen ernst und mit Nachdruck; er hatte seine Haltung wiedergefunden, und die Anklagen Biddys zerstörten die letzte Spur seines Champagneraushauchs. Sanft, aber entschieden löste er ihre Hände von seinem Halse. „Gehen Sie jetzt mit Ihrem Vetter nach dem Schloß zurück, ich werde die Angelegenheit mit ihm ins reine bringen und Ihnen alle Satisfaction geben, die Sie von mir erwarten können.“

Biddy eilte hinaus, sie lief immer einige Schritte vor Heinz einher, erst in der Nähe des Schlosses blieb sie stehen und ließ ihn herankommen.

„Du hast gehört, wie es war“, sagte sie raffiniert berechnend, aber trotzdem in einer leichten Verlegenheit, da sie nicht wußte, wessen sie sich von ihm zu versehen hatte. „Wir waren aus dem heißen Saal zur Erholung in den Park geflüchtet, und ohne daß ich dessen achtete, führte er mich bis zum Vorkenhaus. Ich liebe ihn, Vetter“, schluchzte sie plötzlich auf, „und wenn man jemand so recht leidenschaftlich liebt . . . und dann war ich etwas benommen vom Sekt . . . Schliesen hätte das sehen und einer Dame das nicht antun dürfen, am allerwenigsten der Anverwandten des Hauses, in dem er Gastrecht genießt! Er hat mich kompromittiert . . . und du als mein Vetter und Erbe des Hauses wirst darauf dringen, daß Schliesen mir und der Familienehre Satisfaction gibt.“

„Wie denkst du dir die?“ fragte er frostig, angewidert von der geschäftsmäßig geläufigen Art, mit der sie eine Angelegenheit behandelte, von der sie von Rechts wegen hätte völlig zerknirscht sein müssen.

„Ich glaube, da gibt es nur eine Satisfaction — daß er meine Ehre mit seinem Namen deckt.“

„Also darauf soll's hinaus! Nun, das hast du recht schlau eingefädelt, ich mache dir mein Kompliment. Das also ist deine Art, den Mann deiner Wahl zur „Liebe zu zwingen“? Doch das geht mich nichts an, und ich würde mich nicht in so unsaubere Dinge mischen, wenn ihr nicht versucht hättet, die Ehre meines Hauses anzutasten, — du aus Berechnung, Schliesen aus Leichtsinne und Tollköpfigkeit. Ich gestehe dir aber frei ein, daß ich Schliesens Vorgehen sehr milde beurteile, — ein Mädchen von deiner Charakteranlage und Verstandesschärfe läßt sich nicht in Nacht und Nebel nach einem entfernten Pavillon führen. Diesen Morgen um sieben Uhr wird der Wagen bereitstehen, um dich nach der Station zu fahren, für dich ist fortan kein Raum bei uns.“

(Fortsetzung folgt.)



Da wirst Fremd und Leid haben, wie jeder Mensch auf dieser Welt; du wirst um so mehr Fremd und Leid haben, je weniger du die Deinen liebst. Aber eine solche Fremde wird dich glücklich und ein solches Leid wird dich groß machen. Rossgeset.

Mit der Wiesbadener Landwehr in Polen.

Von Dr. Alfred Mayer (Wiesbaden).

V.

Und wieder verschwinden Risten und Risten und wieder ist es das gleiche Bild: Türme und Häuser der Stadt gehen unter im Nebel des heraufsteigenden Morgens, weite endlose Strecken, Landstraßen ohne Grund tun sich auf und vornüber gebeugt unter dem schwerbeackten Tornister zieht das Bataillon ins Gelände hinaus. Oft gibt uns ein herrenloser Hund noch ein Stück lang das Geleite, dann bleibt er stehen, zieht den Schwanz ein, sieht uns noch einmal nach und wir sind wieder allein.

Am Anfang gehörte es zum guten Ton, daß jede Kompagnie, jeder Zug, schließlich jede Korporalschaft ihren Hund hatte. Aber alle nahmen es mit der Treue so wenig genau, daß schließlich außer dem „Peter“ des Adjutanten keiner mehr bei uns war; und von dem sagen böse Menschen, daß er uns auch nur deshalb nicht verließ, weil er dauernd an der Leine geführt würde.

Übrigens: sie hatten recht, von der Hundeperspektive aus. Denn was ein Mensch, zumal wenn er Soldat ist, zu essen bekommt, ist für einen verwöhnten Hundemagen nicht gerade ein Vederbißchen. Immer Rindfleisch, immer Konerven, immer Kommißbrot hält ein anständiger Hund eben auf die Dauer nicht aus und von unserer Schokolade und den Tüten mit allen möglichen Delikatessen gaben wir ihnen natürlich nichts ab. Da führten wir — tief im Brotbeutel versteckt — Honig, Butter, Pain, Sardellenbutter, Senf, sogar Milch bei uns, und wenn, was selten genug vorkam, Liebesgaben anlangten, war das erste große Verlangen nach Tüten.

Überhaupt: Außergewöhnliches wird mit ungeheurer Freude begrüßt, und den Gipfel hierin erklimmt ein kleines Paket, das ich kürzlich erhielt, aus dem eine Marzipanbirne und eine kleine Flasche Cherry Brandy, beide sorgsam in schwarz-weiß-rotes Seidenpapier gehüllt, mich anlächelten.

Auf den Dörfern ist natürlich nichts zu bekommen und ewig werde ich an den Abend denken, damals in W . . . , wo wir alle, vom Major angefangen, auf Stroh lagerten, neben uns gleichfalls auf Stroh das . . . ste österreichische Korpskommando — in einer wundervollen, kalten Nacht, nach einem Marsche von 53 Kilometer.

Herzlich sind unsere Pferde, die weitaus die schwerste Arbeit haben und die sie geduldig und mit einer Ausdauer leisten, als ob sie wüßten, um was es sich handelt. An einem Tag marschierten sie durch Regen und scharfen Wind auf einer Landstraße, auf der sich der nasse Sand zwischen die Räder klemmte, von morgens 6 bis abends um 9 Uhr, hielten Schritt mit dem Bataillon und standen nachts in Ställen, durch die der Wind pfiff. Aber dann gingen die Führer und die Pferdeburtschen auch für sie auf Schleichpatrouille, bis sie mit Armen voll Heu wieder zurückkehrten. Mein kleiner Fuchs, ein eingeborener Gaul, den unser Verpflegungssoffizier für 6 Mark irgendwo erstanden hat und der sich ohne Schlag durch Worte leiten läßt, mußte vor ein paar Tagen als drittes Pferd vor einen schweren Wagen gespannt werden — und zog besser als unsere großen Belgier, die faul vor den Feldküchen herlaufen.

Das sind die vierbeinigen Helden des Feldzuges, für die noch eine besondere Klasse des Eisernen Kreuzes gestiftet werden mußte, und von denen die Gefallenen ebenso mit militärischen Ehren begraben werden sollten wie unsere Tapferen, deren Gräber wir vor der Stadt, die vorläufig unser Ziel war, zur Seite der Straße, eines neben dem andern, stumm begrüßten.

VI.

Nun liegen wir bald sechs Wochen hier, eine gewaltige Winterfrische, in dem kleinsten aller polnischen Nester, zwanzig Häuser und früher einmal eine Kirche. Es ist eigentlich noch gar nicht so lange her, daß man sie nicht mehr „Kirche“ nennen kann. Als wir hierher kamen, hatte sie nur in der Vorderfront ein Loch. Da war am Neujahrstage Gottesdienst gewesen und auf einmal sah einer an der Orgel und spielte. Draußen war feierliche Stille und das Niederländische Dankgebet klang hinüber bis zu den Russen. Da waren sie so unmusikfisch, mit einem vorzüglich gezielten Schuß in die Kirche hineinzufahren.

Das hinderte aber den Pfarrer nicht, eine kleine Feier vorzubereiten, zumal in das Loch ganz gut ein Fenster gepaßt hätte, und als wir hierher kamen, lag die Kirche voll von Papiergirlanden, die die Panjes und Pannas in ihren unfreiwilligen Quartieren angefertigt hatten.

Da kamen die Russen auf die fixe Idee, wir hätten den Beobachtungsposten unserer Artillerie in der Kirche und leisteten sich jeden Tag das Vergnügen, drei auch vier Schuß auf die Kirche abzugeben, „teils leichtere, teils schwerere“. Ich kann nur sagen, es war wirklich interessant, zumal unser Beobachtungsposten an einer ganz anderen Stelle stand und auch wir, nachdem wir den Braten gerochen hatten, das Kirchenviertel um die Mittagszeit hochtrottierten. So flog ein Stück unserer Kirche nach dem anderen zusammen und so müssen wir uns ohne das behelfen.

Aber es geht auch so. Im Gegenteil — es geht noch besser, jezt bauen wir aus den herabgeschossenen Ziegeln Öfen und aus den zersplitterten Balken Hütten. Ja, unser Ort ist schön geworden, seit wir hier sind. Häuser und Straßen haben ihre Namen bekommen und wenn wir es auch noch nicht fertig gebracht haben, den Schmutz ganz heraus zu bekommen: etwas besser ist es schon geworden.

Die armen Perls vor uns, die in den Gräben sind, haben's schon etwas schwerer, stehen bis an die Knie im Wasser und starren nachts stundenlang Löcher in die Luft. Dann hebt von Zeit zu Zeit eine Knallerei an, die sich die ganze Linie entlang fortpflanzt und bei der außer einigen harmlosen Bäumen nichts getroffen wird. Auf unsere Patrouillen geben sie leider genau acht, und drei von unseren braven Leuten mußten schon dabei den Tod fürs Vaterland erleiden.

Seltam reizvoll ist hier die Gegend, wir haben Nächte, die wie im Märchen sind, endloser Sternhimmel über endloser Ebene, weit in der Ferne ein paar Bäume, dunkle Schatten, die ihre Arme in die Nacht strecken.

Gestern stand ich vor meiner Hütte, da kam ein Wagen, hochbeladen mit Stroh, die Straße entlang gerattert, Husaren darauf, unsere getreuen Kampfgenossen. Und mit einemmal wurde es Tag, das öde Feld vor mir wurde zum wogenden Ahrenfeld und auf dem Wagen, der mit reifem Korn beladen war, saß das kleine Polenmädchen, das täglich zu uns kommt um sich zu wärmen, und lachte mich glücklich an.

Wann wird für unser Dorf dieser Tag hell werden?

Wann wird das Korn reifen?



== Bunte Welt. ==



Aus der Kriegszeit.

Ein deutsches Seemannshaus in Brügge. An der Küste Westflanderns und am Oesterkanal halten Marinesoldaten und Blaujaden seit Monaten schwere Wacht, und Brügge, die tote Stadt, ist eine belebte Garnison geworden, durch die unaufhörlich Truppen ziehen. Hier ist jüngst ein glücklicher Gedanke des evangelischen Divisionspfarrers Roehne zur Ausführung gekommen. Er wollte den Mannschaften in der fremden Stadt, in der feindlichen Umgebung ein richtiges deutsches Heim schaffen, und das ist ihm prächtig gelungen. Das alte schöne Warenhaus der Genuesen aus dem 14. Jahrhundert in der Blamingstraat ist seit einigen Tagen ein „Deutsches Seemannshaus“. Schon am Eröffnungstage füllten unsere Blaujaden den großen Saal des Hauses so, daß der kommandierende Admiral, die Offiziere und die Geistlichen beider Konfessionen kaum Platz fanden. Und als nach kurzen schönen Einweihungsworten des Pfarrers und einem kernigen Hoch auf den geliebten Kaiser der Korpskommandeur rief: „Namen, rufen, alle setzen! Aufsteh! Prost!“, da konnten viele der ersten Einladung nicht folgen; um so eifriger befolgten sie die zweite und dritte. Zu einer Stätte edler wanglofer Geselligkeit ist dieser schöne Saal bestimmt, dessen Wände neben den Wappen der belgischen Provinzen nun jene der deutschen Staaten und Provinzen schmücken. Wenn die Kriegslage es gestattet, dann werden Musik- und Dichterabende zum Kommen einladen. In Wort und Ton wird die Heimat zu ihren Verteidigern reden. In stillen Nebenräumen kann Schach, Dame und sonst mancherlei gespielt werden, wenn — recht viele Spiele von daheim gesendet wurden. Eine Bücherei ist im Entstehen und hat noch unbegrenzte Aufnahmefähigkeit. Deutsche Zeitungen und Zeitschriften finden dankbare Leser. Vorläufig können nur wenige ausgehen, denn die Mittel sind

beschränkt. Schreibzimmer, von der Feldpost mit Kartenbriefen und Schreibmaterial versorgt, laden zur Zwiesprache mit den fernem Lieben ein, und im Erdgeschloß stillt deutsches Bier den Seemannsdurst. Williges gutes Essen wird dargeboten, Schnaps ist verboten. Alle Räume sind sauber und mit den geringsten Mitteln behaglich eingerichtet, wie das deutsche Barock im Art ist. Wer einmal hier war, der geht den schmerzigen Stammeis und Stasses mit ihrer nicht immer einwandfreien Gesellschaft aus dem Wege. Möchte doch Brügges Vorbild anderwärts zur Nachahmung anregen, möchten doch mitten in der Unruhe der Kriegslager, wo immer es möglich ist, Soldatenheime entstehen und möchte der reiche Strom der Liebesgaben an das Heer, wenn nicht gerade in sie münden, so doch in ihnen Staubeden bilden.

Soldatenhumor und Soldatenlos. (Originalbrief.) — —
Habe so viel an Kleider und Wäsche erhalten, daß ich alles doppelt habe. Zigarren habe ich eine Kiste voll, Zigaretten und Wurst ebenfalls. So etwas ist für uns auch eine Wohltat, wenn man sich richtig satt essen kann. Und eine noch größere Wohltat ist es, wenn man wieder mal seine alte „Flohjade“ ausbringt. Zum Glück haben wir feste Stellung jenseits des Flusses D. und haben hier Quartier in einer alten Villa, von uns „Flohberg“ genannt. Hier finden 40 Mann Unterkunft. Abends haben wir Flohjuden mit Musik und morgens Flohsuchen mit Kaffee und kalte Füße. Nachts die Patrouillengänge an den Fluß und am Tag die Beobachtung, wie die Russen am Fluße Wasser holen und von unserer Artillerie verpöft werden, und so noch verschiedenes Interessantes. Bruder Wilhelm hatte ich am Neujahrstag bei unserem Pferdetransport hierher, bei der er mit einer Kolonne vorbeifuhr, gesehen und ihm „Prosit Neujahr!“ zugerufen. Leider kannte er mich nicht; jedenfalls war mein Wort schuld. Ich rief ihm aufs neue zu, und der bei ihm sah, fragte: „Bist doch Hübnert?“ „Ja“, sagte er, dann sah er noch mal nach mir, aber wir mußten weiter, ohne uns zu sprechen, denn jeder hatte 6 Pferde. — —

Wie es im englischen Hauptquartier aussieht. Eine interessante Schilderung des britischen Hauptquartiers in Frankreich finden wir in den Darstellungen einiger englischer Berichterstatter, die von French empfangen worden sind und den Sitz des Generalstabes genau beschreiben durften. „Das Schwarz und Weiß französischen Handels, nämlich Kohle und Zucker, sind die beiden Industrien, die in Friedenszeiten die Stadt ernähren, in der das englische Hauptquartier aufgeschlagen ist. Hier und da erinnert noch das Stüd eines Befestigungswerkes an die alten Kriegstage des Ortes, als Marlborough, Turenne oder Condé um jeden Zoll breit von Französisch-Plantern kämpften. Nun ist wieder Krieg die Industrie des Ortes. Die Stadt selbst liegt tatsächlich fern vom Kriege, aber geistig wird sie vom Feinde belagert, denn alle Angriffe rufen hier zuerst die Reaktion hervor, von der die Gegenbewegung ausgeht. In dem engen Umkreis dieses Plafes vollzieht sich das ganze Denken des Feldheeres; hier ist gleichsam das Gehirn der Schlacht. Die Stadt läßt äußerlich weniger vom Kriege erkennen als irgendeine, die ich innerhalb des Operationsgebietes besucht habe. Zwar stößt man selten auf Bürger, aber die Soldaten sind auch nicht zahlreich. Nur hier und da steht eine Schildwache mit aufgeschlagenem Bajonett vor dem Haus eines wohlhabenden Bürgers. Nur eine ungewöhnliche Anzahl von Offizieren gibt es auf den Straßen, deren Rücken mit dem roten Streifen sie als Mitglieder des Generalstabes erkennen lassen. Der Stab stellt eine ganze Regierung dar. Aus wieviel Seiten er gegenwärtig besteht, kann ich nicht sagen, aber für das Wachstum unserer Heere in Frankreich seit dem August spricht die Tatsache, daß das Hauptquartier, als ich es in den ersten Tagen des Krieges besuchte, in vier Räumen untergebracht war, während es jetzt etwa ein Dutzend Gebäude besetzt hält. Alle Bedürfnisse der Armee werden von hier aus befriedigt. Das Kriegsministerium hat seine eigene Abteilung; das Justizministerium ist durch das Militärgericht vertreten; das Finanzministerium durch den Oberzahlmeister, die öffentlichen Arbeiten durch den Generalquartiermeister und das Unterrichtsministerium kann man in einer Offizierskantine verkörpert sehen, die hier eingerichtet ist. So hat jede Abteilung der Regierung hier ihre Vertretung, und die Leute, die hier arbeiten, stellen die verschiedensten Verläufe dar. Da gibt es Geldmänner, Ingenieure, Kartographen, Photo-

graphen, Sachverständige für das Fliegerwesen, Leute, die den Transport besorgen, Mitglieder des diplomatischen Dienstes, Sprachkundige, Detektives, Gelehrte, Historiker, Journalisten usw. Die ganze Einrichtung der Organisationen des Großen Hauptquartiers ist so auf eine sehr breite Basis gestellt. Neben den strategischen Hauptfragen werden hier Fragen der Politik und der Verwaltung behandelt; es ist eine Mannigfaltigkeit von diplomatischen, industriellen, ökonomischen, sozialen und militärischen Faktoren, die hier zusammenläuft. Nur ein Teil ist z. B. das Hauptquartier des Fliegerkorps, und doch eine ganze Welt für sich. Die Luftflotte empfängt ihre Stärke und Wirksamkeit von den Vorratshäusern und Werkstätten, die ringsherum entstanden sind. In den Vorratshäusern findet man jeden erdenklichen besonderen Teil, der zu einer Flugmaschine gehört, in zahlreichen Exemplaren aufgestapelt. In den Werkstätten arbeiten Zimmerleute neben Elektrikern und Mechanikern; ein besonderes Bureau erstattet Bericht über jeden Flug, über seinen Erfolg oder Mißerfolg. Und eine solche Organisation bis ins kleinste muß jede der zahlreichen Abteilungen haben.

Aus den Erfahrungen des französischen Schlachtenmalers. „Was Meissonier für die Kriege des ersten Napoleon wurde, was Deltaille für den deutsch-französischen Krieg bedeutet, das wird auf französischer Seite für den Weltkrieg Georges Scott werden, der offizielle französische Schlachtenmaler.“ So urteilt G. Ward Price nach der Besichtigung einer Ausstellung von Schlachtenbildern, die der Künstler jetzt in Paris veranstaltet. Scotts Stil ist ebenso verschieden von der glatten Malerei Meissoniers und der Thotterkunft Deltailles, wie der Weltkrieg von allen früheren Feldzügen verschieden ist. Er ist ein Impressionist und ein Realist, der die Dinge mit scharfer Beobachtung so festhält, wie er sie sieht, und dessen Bilder daher einmal wichtige geschichtliche Zeugnisse darstellen werden. Scott war zu Anfang des Krieges als Automobilfahrer bei dem Stabe des Generals d'Amade. In seiner freien Zeit oder wenn das Auto, das er führte, einmal länger stillstand, griff er zu Pinsel und Pinsel und hielt seine Eindrücke so anschaulich fest, daß er die Aufmerksamkeit der Generale erregte. In Anerkennung des historischen Wertes seiner Skizzen und Studien, die er auf dem Schlachtfeld entworfen hatte, gewährte daher der französische Generalstab dem Maler eine völlige Ausnahmebestellung; er wurde zum offiziellen Schlachtenmaler von der französischen Heeresleitung bestellt, erhielt ein Militärtat und wurde beauftragt, überall an der Front herumzufahren und die Szenen des Krieges aus nächster Nähe festzuhalten. Besonders sollte er auch sein Augenmerk auf technische Einzelheiten richten, so auf die genaue Wiedergabe der Uniformen und der Waffen, damit die Bilder einstmals als kriegsgeschichtliche Dokumente erscheinen könnten. Scott hat sehr oft mitten im Kugelhregen gezeichnet und auch allerlei furchtbare Episoden festgehalten, die nur für Besüder mit starken Nerven sind. Er erzählte selbst bei den einzelnen Gemälden von den Erfahrungen, die er als Schlachtenmaler gemacht hatte. So stellt eins der Bilder den Augenblick dar, da ein General fünf Soldaten, die aus der Front hervorgetreten sind, die Militärmobilie, die französische Tapferkeitsauszeichnung überreicht. Die Soldaten, die direkt aus dem Schützengraben kommen, sind mit Schmutz bedeckt und bilden ein Biers, in dem der General und die Ausgezeichneten stehen. Die Leute sind zum Teil blutend, andere wieder schon ziemlich alt; aus ihrer dunklen Masse tritt die farbige Figur des Generals hervor, die mit ihren goldenen Rufen und scharlachroten Beinkleibern leuchtet. Der General gibt gerade einem der Soldaten den Kuß, der ein Teil der überreichungsfeierlichkeit ist. Etwa 100 Meter entfernt explodieren deutsche Granaten. „Ich habe nicht übertrieben“, erzählte Scott, „wir waren wirklich unter Artilleriefeuer.“ Um nicht die Aufmerksamkeit der Deutschen auf uns zu lenken, mußte die Marcellaise ganz leise gespielt werden und auch der Klang der Trommel wurde gedämpft, so daß die Dekorierung bei einer ganz dumpfen Musikbegleitung vor sich ging.“ Die Bilder, die das Leben in den Schützengräben schildern, zeigen häufig eine nächtliche Beleuchtung und machen so einen geisterhaften Eindruck. Das einmal ist es ein dunkler, von Wolken überzogener Himmel, der sich über den Gräben breitet, das anderemal wieder leuchtender Vollmond, der sein fahles Licht darüber gießt. Scott hat auch Portraits der bedeutendsten französischen Heerführer geschaffen; am bekanntesten ist das des Generals Gallieni geworden, der auf der Verschanzung eines der Pariser Forts steht, während der Giftsturm und ein Aeroplan, der fern am Himmel kreist, den Hintergrund gebend bilden.